

# Dem Tod Raum bieten durch Fragen



*Dr. Martina Plieth, Foto: Privat*

*Die Bielefelder Theologieprofessorin Dr. Martina Plieth beschäftigt sich seit Jahren mit dem Thema „Kind und Tod“. Im Interview erläutert sie, worin sich die Todesvorstellungen von Kindern und Erwachsenen unterscheiden und wie Lehrerinnen und Lehrer mit dem Thema Tod und trauernden Kindern angemessen umgehen können.*

*Frau Plieth, welche Bilder haben Kinder vom Tod?*

**Plieth:** Viele Kinder sehen den Tod als Person, aber geschlechtsneutral. Einige – meistens Mädchen – ordnen ihm auch weibliche, andere – vor allen Dingen Jungen – männliche Attribute zu. Ist Letzteres der Fall, ist der Tod zwar nicht immer direkt als Mann kenntlich gemacht, aber er hat sehr oft breite Schultern oder ganz kräftige Arme; selbst wenn er skelettiert gedacht wird, ist er dennoch ein Muskelpaket. In der Vorstellung

von Jungen tritt der Tod oft mit Waffen auf. Das sind heute in der Regel keine Sensen mehr, sondern Photonenstrahler und Lichtschwerter. Manchmal erzählen Kinder auch davon, dass der Tod „Codes“ besitzt wie sie in Computerspielen vorkommen. Wenn er diese benutzt, ist er in der Lage, sehr viele Menschen auf einmal zu töten.

*Wie stellen sich Kinder das Sterben vor?*

**Plieth:** Ganz unterschiedlich. Das hängt unter anderem vom Alter, aber insbesondere auch vom Geschlecht ab. Mädchen denken meistens zunächst an die Sterbenden und dann erst an die Toten. Sie fragen sich oft, wie es den Sterbenden geht, wie es sich anfühlt, wenn man Abschied nehmen muss, wenn man Schmerzen hat oder wenn man erfährt, dass man nicht mehr lange leben wird. Sie kümmern sich also stark um innerpsychisches Geschehen im Sterbeprozess. Jungen dagegen sind sehr oft von äußeren, vor allen Dingen von brutalen Sterbevorgängen fasziniert. Sie interessieren sich für Unfälle, Mord und Totschlag und fragen ganz genau nach: „Wie kam es zum Tod?“ „Wie ist das Sterben vonstattengegangen?“ „Was genau ist passiert?“

*Und welche Einstellung haben Kinder zum Tod?*

**Plieth:** Wenn es um die Toten geht, ist es bei Jungen und Mädchen in vielerlei Hinsicht sehr ähnlich. Gerade Kinder im Vorschul- und Grundschulalter gehen eigentlich alle davon aus, dass die Toten noch ein bisschen leben. Und sie fragen sich zum Beispiel: „Was denken und empfinden die Toten, wenn sie in den Sarg kommen?“ Kinder interessieren sich sehr für nachtodliche Vorgänge; und oft kann man ihnen Ängste nehmen, wenn man mit ihnen darüber spricht, wenn sie zum Beispiel genauer erfahren, was mit Körpern im Sarg geschieht. Besonders außergewöhnlich ist die Tatsache, dass Kinder davon

ausgehen, dass man sich Totsein gesteigert vorstellen kann. Sie sagen: „Manche sind tot, andere töter oder ganz platt.“ Diejenigen, die „ganz platt“ sind, werden auch als „schlimme Tote“ bezeichnet. Ihr Sterben war schrecklich. Sie hatten zum Beispiel viele Geschwüre, sehr starke Schmerzen oder sind von einem Auto zerfetzt worden.

Tote, die in einen Sarg gelegt werden, werden von Kindern oft als „verdünnte Persönlichkeitsreste“ beschrieben. Sie können sprechen, aber nur leise. Sie wispern und flüstern. Sie können laufen, aber nicht so schnell. Ein zentraler Titel meiner Vorträge lautet dementsprechend: „Tote essen auch Nutella – nur nicht ganz so viel.“ Das drückt genau diese kindliche Vorstellung aus.

*Worin unterscheidet sich das kindliche Todesverständnis von unserem erwachsenen?*

**Plieth:** Vor allem darin, dass sich Kinder im Alter von fünf bis zehn Jahren die Unumkehrbarkeit von Tod noch nicht vorstellen können. Wir Erwachsenen sagen ganz klar, Tod ist Tod, und Leben ist Leben. Dazwischen gibt es nichts. Für Kinder gibt es das allerdings schon. Sie gehen davon aus, dass man auch ein bisschen lebendig oder tot sein kann. Und sie denken, dass der Tod doch irgendwie auszuschließen ist. Viele haben Ratschläge aus der Werbung aufgenommen und sagen: „Du musst ganz viel Gemüse oder Joghurt essen, dann stirbst du nicht so schnell.“

Insgesamt würde ich sagen, dass jüngere Kinder ganz stark zum Ausdruck bringen, was Sigmund Freud gesagt hat: Potenziell wähnen wir uns alle unsterblich. Wir können uns eigentlich nicht vorstellen, von dieser Erde zu verschwinden.

Kinder gehen lange davon aus: Man wird geboren, man wird älter, man wächst heran, man wird erwachsen und dann wird man alt, dann geht man tot. Die sagen das auch so. „Totgehen“ ist für sie ein aktiver, selbstbestimmter Vorgang. Man kommt dann in den Sarg, in die Erde, aber da bleibt man nur so lange, wie man will. Und wenn man keine Lust mehr hat, tot zu sein, dann hört man damit auf. Totsein ist für Kinder ein Willensakt; man will es sein oder man will es nicht sein.

*Wann erreichen Kinder denn eine Todesvorstellung, die der von uns Erwachsenen entspricht?*

**Plieth:** Meist zu Beginn der Pubertät, die ja heute schon im Übergang zur weiterführenden Schule einsetzt. Da gibt es oft eine Phase, in der Jugendliche erst einmal alles abblocken, was mit dem Tod zu tun hat. Die, die bislang bereitwillig über den Tod gesprochen haben, verhalten sich dann plötzlich wie geschlossene Austern. Sie lassen nichts mehr an sich heran. Es ist in ihren Augen einfach „uncool“, zuzugeben, dass sie sich mit Todesvorstellungen und Todesängsten beschäftigen.

*Wehren sie sich damit gegen die Einsicht, dass der Tod doch unumkehrbar ist?*

**Plieth:** Ja, das würde ich sagen. Zwischen dem elften und dreizehnten Lebensjahr wird Kindern allmählich immer klarer, dass es viele Todesursachen gibt, dass der Tod unumkehrbar ist und universal. Das entspricht dann schon sehr dem erwachsenen Vorstellungsprofil, aber die damit verbundene Grunderkenntnis, dass der Tod wirklich auf alle zukommt und Leben radikal beendet, ist einfach zu schrecklich. Daher wird sie erst einmal abgelehnt oder durch Coolness überspielt.

*Welche Konsequenzen hat das Wissen um die Unterschiede zwischen kindlichen und erwachsenen Todesvorstellungen für den Umgang mit Kindern?*

**Plieth:** Ich empfehle grundsätzlich, Kindern erst einmal ihre Vorstellungen zu lassen. Wenn allerdings übermäßig viel angstausslösende Gedanken entwickelt werden, plädiere ich für sanftes Gegensteuern.

Wenn der Tod zum Beispiel ausschließlich als jemand vorgestellt wird, der einen grausam zerschlägt, zerhaut oder zermalmt, dann würde ich sagen: „Weißt du, das glaube ich nicht. Ich stelle mir das anders vor.“ Dabei würde ich aber immer von mir ausgehen, also Ich-Botschaften senden. Schließlich sind all unsere Vorstellungen subjektiv, und es gibt kein objektives „wahr“ oder „falsch“. Ich kann ja nur auf meine eigenen Eindrücke, Erfahrungen und Schlussfolgerungen zurückgreifen und vor ihrem Hintergrund Alternativen anbieten. Und das tue ich, wenn ich merke, dass eine Vorstellung belastend ist. Um diese Möglichkeit zu haben, muss ich allerdings erst einmal überhaupt mit Kindern über den Tod ins Gespräch kommen: Dies gelingt aber in der Regel problemlos, weil Kinder über fast alles reden mögen und gerne Auskunft über ihre ganz eigenen Vorstellungen geben.

Ich hatte einmal ein Gespräch mit einem Viertklässler, Tobias, der nachts immer Alpträume hatte. Er sah, wie der Tod zu ihm kam und ihn in die Hölle abführte, um ihn dort glühende Lavakugeln wegschaffen zu lassen. Tobias stellte sich den Tod wie einen Sklaventreiber mit Peitsche vor. Ganz fürchterlich! Er hat das seiner Lehrerin anvertraut und gefragt: „Kannst du die Frau – er meinte mich – mal fragen, ob andere Kinder auch so was Schreckliches träumen?“ Ich habe über diese Frage nachgedacht und dann das getan, was ich Lehrerinnen und Lehrern auch empfehle: Ich habe überlegt: „Warum will Tobias wissen, ob andere Kinder auch so etwas träumen wie er? Was steckt dahinter?“ Auf diese Weise kam ich zu der Vermutung, der Junge könne Angst davor haben, irgendwie verdreht zu sein.

Ich habe Tobias schließlich ausrichten lassen, dass es noch viele andere Kinder gibt, die solche Vorstellungen wie er haben. Darauf reagierte er ganz beglückt. Und dann hat er mit Erleichterung in der Stimme gesagt: „Dann bin ich ja doch nicht verrückt.“ Ich habe ihm dann auch noch ausrichten lassen, dass es verschiedene Traumarten gibt: Zum Beispiel „Wunschträume“ von Dingen, die man gerne haben möchte, wie zum Beispiel das neue Fahrrad. Oder auch Träume von Ereignissen, die ganz schlimm sind, die niemals passieren sollen, von mir so genannte „So-soll-es-niemals-sein-Träume“. Und dass man, wenn man nach schrecklichen Träumen wach wird, ganz froh ist und vielleicht denkt: „Puh, es war nur ein Traum“ – Tobias hat daraufhin befreit gelacht und gesagt: „Ich weiß, was mein Traum ist – das ist ein ‚So-soll-es-niemals-sein-Traum‘.“

In einem Folgegespräch mit Tobias, in dem er wieder in seine „Nacht-Vorstellungen“ zurückgefallen ist, stellte sich heraus, dass er sich den Tod als große Gestalt in einem langen, schwarzen Gewand vorstellte. Ich habe ihn gefragt: „Wollen wir mal gemeinsam überlegen, ob der Tod vielleicht in Wirklichkeit gar nicht so groß ist, wie er tut, sondern nur ein ‚Mickerling‘?“ Tobias hat die von mir entwickelte Phantasie sofort aufgenommen und gesagt: „Ich weiß, er steht nur auf Stelzen, und das, was er in der Hand hält, ist nur der Krückstock vom Opa.“ Und als er das ausgesprochen hatte, war alles, was ihm so Angst gemacht hat, plötzlich weg.

Ich empfehle Lehrerinnen und Lehrern einen lockeren, aber dennoch ernsthaften Umgang mit dem Thema „Tod“. Ich möchte Kindern keine fertigen Antworten geben, sondern sie in einen Fragekosmos einführen. Die Antworten haben die Kinder selbst; wir Erwachsenen sollten ihnen nicht unsere Antworten aufdrängen.

*Sie warnen ja auch vor „falschen Bildern“. In Ihren Publikationen gibt es das Beispiel eines Jungen, der nachts nicht mehr schlafen kann, weil er sich davor fürchtet, dass ein Toter vom Himmel auf ihn fallen könnte. Woher kommen solche Vorstellungen?*

**Plieth:** Erwachsene neigen manchmal dazu, das Jenseits sehr konkret auszumalen und den Kindern Bilder vorzugeben. Dabei kann es zu Missverständnissen kommen, und so können Ängste entstehen. Ich habe das einmal bei einem Fünfjährigen erlebt, der gehört hatte, sein Opa, der sehr dick war, sei jetzt „im Himmel“. Der Kleine reagierte darauf mit Schlafstörungen, weil er beim Begriff „Himmel“ an die Wolken über sich dachte und sich vorstellte, sein schwerer Opa würde durch die wenig belastbare Wolkendecke direkt auf ihn fallen und ihn unter sich begraben.

Man sollte mit Bildern und Wunschphantasien im Blick auf das Todes-Danach grundsätzlich vorsichtig umgehen. Die Aussage „Im Himmel darf man immer Pommes rot-weiß essen und Cola trinken“, ist zum Beispiel eine rein phantastische Annahme, die nicht bewiesen werden kann. Wenn ich sage „Ich stelle mir den Himmel so oder so vor“, dann ist das in Ordnung, aber ich sollte als Erwachsene/r nicht so tun, als wüsste ich ganz genau, wie es im Himmel aussieht und was dort geschieht. Auf diese Weise entstehen keine tragfähigen Hoffnungsbilder, sondern solche, die etwas vorgaukeln, Bilder, die letztlich nicht „stimmig“ sind. Bei Kindern können sie zu irritierenden Fehldeutungen führen und Aversionen hervorrufen. Und von Heranwachsenden im Übergang zur Pubertät werden sie oft als „Lügen“ empfunden und dementsprechend abgelehnt.

Man sollte mit Kindern über ihre Vorstellungen sprechen, sie ihre eigenen Bilder entwickeln lassen und ihnen Alternativen zu angstbesetzten Vorstellungen anbieten. Vor allem sollte man darauf achten, keine Schreckensvorstellungen zu vermitteln oder moralisierend beziehungsweise disziplinierend vorzugehen. Es ist zum Beispiel wirklich keine gute Idee, einem weinenden, um seinen Großvater trauernden Kind zu sagen: „Nun hör mal auf zu weinen! Das macht den Opa im Himmel nur traurig.“

*Was hilft trauernden Kindern?*

**Plieth:** Da gibt es das von mir so genannte „Benno-Prinzip“. Das habe ich einem Bilderbuch von Monika Weitze über den Elefanten Benno (Weitze, Monika: Wie der kleine rosa Elefant einmal sehr traurig war und wie es ihm wieder gut ging, mit Bildern von Eric Battut, 7. Auflage, Zürich 2009) entnommen. Der kleine Elefant Benno ist traurig, weil er seinen allerbesten Freund verloren hat, und holt sich Rat bei einer weisen Eule. Sie sagt: Du kannst drei Dinge tun, wenn deine Traurigkeit dir weh tut: Wenn man traurig ist, kann man weinen. Dafür steht der Buchstabe „W“. Man kann anderen davon erzählen. Dafür steht der Buchstabe „E“. Und man kann man sich Herzen lassen und für die, die man „verloren“ hat, einen Platz im Herzen suchen, damit sie für immer bei einem sein können. Dafür steht der Buchstabe „H“. Zusammen bilden die drei Buchstaben das Wort „Weh“. Das „Benno-Prinzip“ hilft, wenn Traurigkeit weh tut. Das können Lehrerinnen und Lehrer dann auch anwenden. Wir haben dazu eigens Material erarbeitet (Matthias-Film GmbH [Hg.]: Medienpaket zum „Benno-Buch“ [s.o.] – Edition Bilderbuchkino [Begleitmaterialien], Berlin 2010).

*Trauern Kinder anders als Erwachsene?*

**Plieth:** Wir Erwachsenen werden durch Traurigkeit meistens über einen langen Zeitraum aus unseren Rhythmen herausgerissen; Trauer ist für uns so etwas wie ein „Dauer-Zustand“. Kinder sind da anders. Sie können in die Trauer hineingehen und wieder heraushüpfen. Trauer und Nicht-Trauer legen sich bei ihnen wie Schichten übereinander oder überlappen sich. Es kann sein, dass ein Kind herzerreißend weint, weil es gerade an seinen jüngst verstorbenen Hund denkt. Und dann kommt plötzlich ein Impuls von außen oder auch von innen – zum Beispiel die Erinnerung daran, dass man am Nachmittag Eis essen geht. Dann hat ein positives Gefühl auf einmal Vorrang und drängt nach oben. Das Kind, das



gerade noch geweint hat und sehr traurig war, lacht und strahlt Freude aus. Aber diese Freude kann ganz schnell wieder wegkippen. „Wechselphasen“ gibt es bei Kindern in der Regel viel häufiger als bei Erwachsenen.

*Wie lange dauert Trauer denn?*

**Plieth:** Ich bin der Meinung, dass ein Trauerprozess nie ganz aufhört. Er kann sich verändern, dauert jedoch ein Leben lang an. Bei Kindern wirkt es zwar manchmal so, als ob sie irgendwann überhaupt nicht mehr trauern würden. Aber das sollten wir als Erwachsene vorsichtig beurteilen. Vielleicht sehen wir die Trauer eines Kindes nur nicht mehr; manchmal gibt es hinter einer Fassade vermeintlicher Trauerlosigkeit viel mehr Traurigkeit, als wir mitbekommen. Und dann ist da ja auch noch die gerade angesprochene kindliche Fähigkeit, recht schnell zwischen tieftraurigen und fröhlichen Phasen zu wechseln.

Viele Erwachsene haben ganz gute Strategien, mit der eigenen Traurigkeit umzugehen. Kinder sind diesbezüglich oft sehr auf Hilfsangebote von außen – also zum Beispiel von Lehrerinnen und Lehrern – angewiesen.

*Was würden Sie denn Lehrerinnen und Lehrern raten, wenn ein Kind in der Klasse trauert?*

**Plieth:** Das Wichtigste sind Kontaktangebote. Man sollte sie machen, ohne sich aufzuzwingen. Zum Beispiel kann man einem trauernden Kind einen Termin zum Reden anbieten. Aber wenn das Kind nicht reden möchte, ist das auch in Ordnung. Es ist ja möglich, später noch einmal nachzufragen: „Wie sieht es jetzt bei dir aus? Ich habe immer noch Zeit für dich. Wenn du möchtest, können wir miteinander reden.“ Das wirklich „offene“ Angebot ist wichtig. Es sollte nach Möglichkeit nicht nur an das einzelne trauernde Kind, sondern immer an die ganze Familie gerichtet sein.

Und natürlich kann es auch noch andere Angebote im Klassenverbund geben. Man kann zum Beispiel vereinbaren: „Wenn du plötzlich in der Stunde ganz traurig wirst, darfst du dich in deine Trauerecke setzen und brauchst nicht am Unterricht teilnehmen. Du darfst zu dem Bild von dem Verstorbenen gehen, das wir hinten in der Klasse aufgestellt haben. Oder du darfst rausgehen und ein bisschen Luft schnappen. Komm aber bald wieder, wir machen uns sonst Sorgen.“

„Sterben, Tod und Traurigkeit“ kann auch ganz allgemein zum Thema im Unterricht gemacht werden. Allerdings empfiehlt sich das nicht, wenn der Tod gerade eben hereingebrochen ist. Aber wenn man weiß, dass sich der Tod in einer Familie ankündigt, zum Beispiel, wenn jemand sehr krank ist, dann kann es präventiv helfen, dies im Unterricht zu thematisieren. Wobei ich dann nicht „Tod“ als Thema wählen würde, sondern zum Beispiel „Kranksein“ oder „Meine Gefühle und ich“. Auch wenn ein Todesfall schon länger zurückliegt, kann es manchmal gut sein, diese Themen noch einmal aufzugreifen. Es ist auch für Kinder meistens besser, über ihre Ängste und ihre Trauer sprechen zu können als zu schweigen, weil das Gefühl da ist, dass es keinen Raum für Trauer gibt.

*Manchmal passieren auch Dinge, die eine ganze Klasse betreffen – zum Beispiel, wenn ein Kind aus der Klasse stirbt. Was kann man da machen?*

**Plieth:** Gut sind ritualisierte Hilfsangebote: Immer mal wieder einen Kreis bilden, in dem man sagen darf, wie es einem geht. Eine Gedächtnisfeier veranstalten; sie kann spirituell ausgerichtet sein, muss aber nicht unbedingt christlich sein. Oder einen Trostgottesdienst anbieten. Rituale sind wichtig; sie geben Halt und vermitteln Geborgenheit. Es kann ebenfalls helfen, eine Pause in den

Alltag zu bringen und einen Tag schulfrei zu geben. Auch Lehrerinnen und Lehrer können Betreuung brauchen. Manchmal ist es gut, Notfallseelsorgerinnen und -seelsorger um Unterstützung zu bitten, Hospizmitarbeiterinnen und -mitarbeiter oder die örtlichen Pfarrerinnen und Pfarrer. Möglicherweise können auch Kolleginnen beziehungsweise Kollegen aus der Schule helfen, die nicht direkt betroffen sind. Manchmal gibt es ja auch Lehrerinnen und Lehrer, die speziell für Notfälle und Krisen gerüstet sind.

*Warum fällt es Erwachsenen so schwer, mit Kindern über den Tod zu reden?*

**Plieth:** Wenn erwachsene Menschen im Vollbesitz ihrer körperlichen und geistigen Kräfte realisieren, dass ihre eigene Lebenszeit begrenzt ist, dann ist das ein echter Angang. Das kann einen Menschen in die Krise treiben. Der Tod hat immer mit dem Ende zu tun. Daran will keiner gerne denken. Der Tod nimmt uns die Phantasie, dass wir unendlich sind; er ernüchtert beziehungsweise beleidigt uns und ist die größte Infragestellung unserer Möglichkeiten. Und Kinder stellen auch alles in Frage, sie wollen nichts einfach so stehen lassen. Sie bieten dem Tod sozusagen Raum, indem sie nach ihm fragen. Sie wehren sich unbewusst gegen Abschottungstendenzen der Erwachsenen und können Schleusen öffnen. Das macht Erwachsenen Angst.

*Sie haben mal gesagt: „Es gab Zeiten, da wurde ich als Erwachsene von Kindern regelrecht an die Hand genommen und auf meinen Wegen des Fragens und Suchens begleitet und dabei immer wieder dazu ermutigt, dem Leben intensiv nachzuspüren.“ Was meinten Sie damit?*

**Plieth:** Kinder mit ihren kreativen Vorstellungsfähigkeiten, ihrer Leichtigkeit und ihrem detektivischen Spürsinn geben uns Beispiele, wie wir alle mit Leben und Sterben umgehen sollten. Ein Kind kann in der Regel staunen sowie im Hier und Jetzt aufgehen und zugleich offen nach dem Tod fragen. Kinder haben keine festgelegten Wertigkeiten; sie entwickeln ihre Gedanken weitestgehend vorurteilsfrei. Wir können viel von ihnen lernen.